

Unterkunft mit Würde

Was es bedeutet, auf der Straße zu überleben, wissen viele Menschen im Übergangwohnheim in Innsbruck. Wie eine Bleibe aussieht, die ihnen Respekt entgegenbringt, mittlerweile aber auch. Ein Besuch dort und die Frage, wie sich Obdachlosigkeit sinnvoll bekämpfen lässt.



Von Mareen Linnartz

Wer hierherzieht, für den geht es bergauf, auch im übertragenen Sinn. Er muss Stufe für Stufe steile Treppen einen Hang hochsteigen, und ja, das kann auch etwas anstrengend werden, da kann man schon außer Atem kommen. Aber einmal oben angelangt öffnet sich für neue Bewohner die schwere Eingangstür eines besonderen Hauses, das ihnen bietet, was sie Monate, manchmal Jahre nicht hatten: einen Ort, an dem sie sich sicher fühlen, durchatmen, zur Ruhe kommen können. An dem sie – vielleicht das Allerwichtigste – erstmal bleiben können.

Willkommen im Dowa's-Übergangwohnheim in Innsbruck, ausgelegt für elf Wohnungslose, neun Männer in Einzelzimmern und ein Paar in einem Doppelzimmer. Gelegen am Rand der Stadt, Mehrfamilienhäuser, Hundegassengeher, Vorgärten. In der Ferne leuchten die schneebedeckten Gipfel der Alpenordette, rauscht der Verkehr einer Ausfallstraße, zwitschern Vögel an diesem frühlingwarmen Tag, an dem man der Einrichtung einen Besuch abstattet.

„Wohnheim“, „Übergang“, „wohnungslos“, das klingt nach einem schrabbelligen Provisorium, mit dem behelfsmäßig versucht wird, eine immer größer werdende Not wenigstens ein wenig zu lindern. Aber so sieht dieses Übergangwohnheim schon beim Näherkommen mal so gar nicht aus: Das weiß verputzte Haus mit Lichtschichten ist durch einen Betonbau erweitert; eine auf den ersten Blick auffallende Architektur.

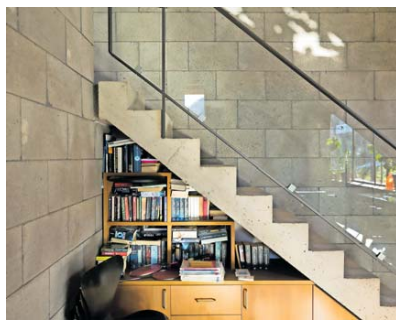
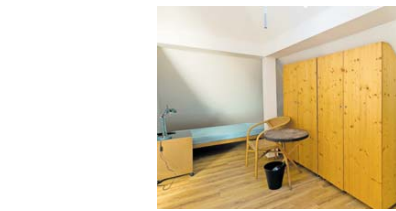
—
Es war ein Viertel der Wohnungslosen sind Kinder und Jugendliche



Der Kopf dahinter, der Österreicher Rainer Köberl, sanierte und baute das Übergangwohnheim 1994 um, getragen von einem Gedanken: „Es gibt keinen Unterschied zwischen sozialem Bauen und nicht sozialem, sondern alles Bauen ist im Grunde gleich zu betrachten. Es geht immer darum, etwas zu finden, das einerseits dem Ort gerecht wird und andererseits den Menschen, die dort leben.“

Im Fall dieser Tiroler Einrichtung für Wohnungslose gehört dazu, dass für die Mitarbeiter der Dowa's, eines Verein für Menschen in sozialen Notlagen, auch ein Separe geschaffen wurde, in dem einer von ihnen jede Nacht schlafen kann – falls einer der Bewohner den Notfallknopf im Aufenthaltsraum drückt. Manche hier sind psychisch krank, viele von der zehrenden Zeit ohne einem eigenen Dach über dem Kopf seelisch und körperlich angeschlagen. Nachts werden die Ängste größer, nachts kommen die Gespenster der Vergangenheit.

Gerade lebt hier ein 20-Jähriger genauso wie ein 75-Jähriger, mehr als ein halbes Jahrhundert liegt zwischen ihnen, aber was sie eint, ist ihr Schicksal. In Zeiten rasant steigender Mieten vor allem in Großstädten und einer allgemeinen wirtschaftlichen Instabilität passiert es schneller als noch vor wenigen Jahren, dass jemand sein Zuhause verliert. Eine Million Menschen, darunter 264.000 Kinder und Jugendliche, sollen nach einer aktuellen Hochrechnung der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe in Deutschland davon betroffen sein – fast jeder 80. Einwohner.



Das Übergangwohnheim befindet sich am Stadtrand von Innsbruck und ist ausgelegt für elf Wohnungslose, neun Männer in Einzelzimmern und ein Paar in einem Doppelzimmer. Entwickelt hat es der Architekt Rainer Köberl. Für ihn war klar: „Es gibt keinen Unterschied zwischen sozialem Bauen und nicht sozialem, sondern alles Bauen ist im Grunde gleich zu betrachten.“ FOTOS: FLORIAN PELJAK

In Österreich sind es nach einer Statistik des Sozialministeriums mit 21.000 Betroffenen anteilig an der Bevölkerung weniger. Wobei wohnungslos nicht unbedingt bedeutet, auf der Straße gelandet zu sein – manche haben bei Verwandten oder Freunden Unterschlupf gefunden oder schlafen in einer Notunterkunft. Jeder Obdachlose ist wohnungslos, aber nicht jeder Wohnungslose obdachlos.

„Laut Konzept sollte niemand bei uns länger als drei Monate bleiben“, sagt Christa Sam, die seit mehr als 30 Jahren als Sozialarbeiterin bei der Dowa's, dem Träger des Übergangwohnheims, arbeitet, „aber die Situation auf dem Wohnungsmarkt hat sich sehr verschärft, das ist nicht mehr haltbar“. Die Suche nach einem eigenen Zuhause, auch mit Unterstützung der Dowa's, dauert inzwischen einfach länger – zu hoch sind die Preise, zu groß die Konkurrenz mit anderen, die weniger am Rand stehen. Sam ist eine Veteranin in der Sozialarbeit, sie hat sich ein seismografisches Empfinden für gesellschaftliche Veränderungen angeeignet. Sehr genau nimmt sie gerade den politischen Zeitgeist wahr, in dem im Sozialbereich gekürzt, an den Armen und den aus der Kurve Geworfenen gespart werden soll und gemeinnützige Organisationen wie ihre erbittert um Fördermittel der öffentlichen Hand kämpfen müssen.

Sam, weinrote Funktionsjacke, Lesebriele am Kragen, sitzt auf einem schwarzen Ledersofa im Aufenthaltsraum des Übergangwohnheims, neben ihr der Kollege Peter Grüner, breitkrempiger Hut, Totenkopfring, auch er schon seit ewiglichen dabei. Warmes Licht scheint durch die meterhohen Fenster herein, auf dem Fensterbrett thront ein ausladender Gummibaum, in der Ecke steht ein Kieckertisch. Die Decke ist holzvertäfelte, die Wände sind aus Beton, man sieht die Hohlblocksteine, mit denen die Mauern hochgezogen wurden. Wüsste man es nicht besser, könnte man sich in einem hippen Innsbrucker Hostel wohnen, die im Inntal so nah an den Bergen gelegene Stadt ist ja recht angesagt.

Dieser erste Eindruck ist Absicht – man wolle, sagt Sam, den Menschen schon beim Betreten des Gebäudes „Respekt“ entgegenbringen und ihnen zeigen: ihr seid etwas wert, ihr habt es verdient, würdevoll zu wohnen. Und so findet man hier keine schmuddeligen Möbel, kein billiges Material bei der Ausstattung. Die graue Küche, ein Markenmodell, sieht 30 Jahre nach ihrem Einbau verstrahlt aus. Weg von hier werde durchaus gekocht, sagt Sam – aber es werde eben auch, nach einem Plan, regelmäßig von den Bewohnern das Haus geputzt.

Das Innsbrucker Modell ist ein Beispiel für eine Entwicklung, die sich in den vergangenen Jahren verstärkt hat. Weg von lieblos ausgestatteten Massenunterkünften hin zu neuen nachhaltigeren Modellen, die schöner, anders, zielgruppenorientierter sind. In München gilt der vor

zwei Jahren eröffnete Übernachtungsschutz in der Lotte-Branz-Straße inzwischen als Vorzeigemodell. Entworfen von dem renommierten Architekturbüro Hild und K bietet das roströte Gebäude nicht nur eine enorme Anzahl Schlafplätze für Wohnungslose – an die 800 können hier untergebracht werden –, sondern auch medizinische Versorgung, soziale Beratung, Wasch- und Aufenthaltsräume. Eine „Heimat auf Zeit“ soll es sein. Bei dem Projekt „VinzlRast – mittendrin“ in Wien leben ehemals Obdachlose und Studierende in Wohngemeinschaften zusammen, damit die soziale Integration der ehemals auf der Straße Lebenden besser gelingt. In Regensburg entsteht gerade das „Chancenhaus“, das sich vor allem auch an wohnungslose Familien richtet.

gegangen ist – um 54 Prozent zwischen 2008 und 2022. Das hat unter anderem mit dem „Housing First“-Modell zu tun, das die Logik gängiger Hilfsmodelle auf den Kopf stellt. Es ist von dem Gedanken getragen, dass ein eigenes Zuhause eine Voraussetzung dafür ist, um Probleme anzugehen, weil man vielleicht Schulden hat, sucht krank oder psychisch krank ist. Erst die Wohnung, dann die Hilfe. Wer dagegen kein eigenes Dach über dem Kopf hat, der kann sich nie zurückziehen, der ist adressenlos schwerer für Behörden, Arbeitgeber zu erreichen, der ist einfach sehr davon gestresst, seinen Alltag irgendwie zu bewältigen.

Christoph Borst, 42, weiß das sehr genau. Jahrelang hatte er keine feste Unterkunft, lebte mal hier, mal da, zuletzt in der Garage eines Kumpels. Geht man vom lichtdurchfluteten Aufenthaltsraum im Anbau des Innsbrucker Übergangwohnheims das ursprüngliche Haus, eine Villa aus den 1930er-Jahren, und dort eine schmale Treppe hinunter, steht man vor seinem Zimmer. Er öffnet, ein schmaler, ganz in Schwarz gekleideter Mann, und den Kopf wie ein Pirat ein Tuch gebunden. Unter dem Bett liegen blaue Ikea-Taschen hervor, in die er einen Teil seiner Habseligkeiten gestopft hat. Am Wäscheständer trocknen sauberlich aufgehängte T-Shirts, in einem Regal stehen aufgereiht DVDs, fast wirkt es, als wolle Borst der Unordnung in seiner Biografie durch Ordnung auf zehn Quadratmetern bekommen.



Christoph Borst, 42, hat nach fünf Monaten im Übergangwohnheim endlich eine eigene Wohnung gefunden, in die er demnächst zieht.

Der gemeinsame Gedanke hinter all diesen Projekten: Wie man untergebracht wird, schlägt sich auf die Psyche nieder und hat eine Auswirkung darauf, mit welcher Perspektive man auf die Zukunft blickt. Die elf Plätze in dem Innsbrucker Übergangwohnheim können natürlich nur ein winziger Mosaikstein in der Bekämpfung eines umfassenden Problems sein, das nach Vorgaben der EU bis 2030 in ihren Mitgliedsländern verschwunden sein soll: Obdachlosigkeit. Noch aber leben 1,3 Millionen EU-Bürger auf der Straße. Wie soll dieses Ziel innerhalb von vier Jahren erreicht werden?

Finland ist bislang das einzige EU-Land, in dem in den vergangenen Jahren die Zahl der Obdachlosen deutlich zurück-

er ist in München groß geworden und über verschlungene Wege hier in Innsbruck gestrandet. In seiner Heimatstadt hat er im berühmten-berühmten Männerwohnheim in der Pilgersheimerstraße genauso Unterschlupf gefunden wie im preisgekrönten Gebäude in der Lotte-Branz-Straße. Dort sei es schon ganz okay gewesen, sagt Borst, während er sich eine Zigarette dreht, aber zwei Einwände hätte er: Zu viele Menschen seien da untergebracht, und das zudem in Mehrbettzimmern. Außerdem müsse man seine Schlafstätte morgens wieder verlassen. Hier aber: Ein eigenes Zimmer, in dem man sich immer aufhalten kann, zudem ein eigener Kühlschrank, dessen Bedeutung jeder einschätzen kann, der schon mal in einer größeren WG gelebt hat. Im Innsbrucker Übergangshaus gibt es auch als Besonderheit ein Zimmer für wohnungslose Paare.

In wenigen Tagen, erzählt Christoph Borst, werde er sein Zimmer verlassen. Er hat eine Bleibe gefunden, in einem Dorf unweit von hier, 700 Euro für 39 Quadratmeter. Er arbeitet über eine Zeitarbeitsfirma auf den Bau, da kommen jetzt wieder mehr Aufträge, er hat ein Einkommen. Worauf er sich am meisten freut, wenn er nach langer Zeit wieder ein Zuhause haben wird? Er lacht, da muss er nicht lange überlegen: Also dort gibt es eine Bade-wanne. Darin zu liegen, für sich sein, es warm haben – das stellt er sich schön vor.